Peter Stadler

Die „Deutsche Frage“ in der deutschschweizerischen Geschichtswissenschaft nach 1945

Als der Zweite Weltkrieg entbrannte, beendete er eine Ära, in welcher deutsche und deutschschweizerische Historiker seit rund einem Jahrhundert in regem geistigen Austausch standen. Die meisten Lehrstuhlinhaber in Basel, Zürich, Bern oder Fribourg hatten – sofern sie nicht Deutsche waren – in Deutschland oder doch bei deutschen Lehrern studiert, angefangen beim jungen Jacob Burckhardt. Zwar minderte stets das Bewußtsein einer gewissen Distanz oder der politischen Verschiedenheit dasjenige der Übereinstimmung. Aber noch im Ersten Weltkrieg waren die Sympathien vieler dieser Universitätslehrer pro-deutsch bis zur Einseitigkeit gewesen. In den Jahren nach 1933 dagegen verlor diese Zuneigung immer mehr an Grund. Statt dessen traten Abwehrreflexe hervor, im Zeichen und unter den Impulsen der „Geistigen Landesverteidigung“. Sie nahmen teilweise extreme Formen an – so etwa, wenn der Zürcher Mediävist Karl Meyer in seinen Publikationen der Kriegsjahre über die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft den „Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesgründer“ gegen das werdende habsburgische Großreich um 1300 in Parallele setzte zum Abwehrwillen der Schweiz von 1940 gegenüber dem Dritten Reich, dies zuletzt in scharfer Konfrontation mit dem damaligen MGH-Präsidenten Theodor Mayer¹.

Der große Zusammenbruch von 1945 brachte Erleichterung und auch eine gewisse Ratlosigkeit. Erleichterung, weil man sich – anders als 1918 – mit den westlichen Siegermächten in ideologischer Übereinstimmung wußte und ihnen dafür dankbar war und blieb, daß sie die Schweiz vor den Gefahren hitlerischer wie stalinistischer Diktatur bewahrten. Dankbar auch dafür, daß die Eidgenossenschaft erstmals wieder seit langem nicht mehr direkt dem Kräftefeld rivalisierender Großmächte ausgesetzt war. Aber auch eine gewisse Ratlosigkeit. Was sollte aus dem Deutschland werden, in dessen geistiger Nachbarschaft sich die eigene Identität eben doch entwickelt hatte? Gab es überhaupt irgendwelche Richtlinien? Das waren Fragen, denen sich die damalige Professorgeneration – durchweg um die Jahrhundertwende geboren – stellen mußte. Da ich selber in jenem Herbst 1945 zu studieren anfang, mag ich mich der damaligen Situation recht gut entsinnen. Man darf, ohne grob zu vereinfachen, zwei Formen der Ausrichtung unterscheiden. Die eine predigte eine Rückkehr Deutschlands

¹ *Peter Stadler, Zwischen Klassenkampf, Ständestaat und Genossenschaft. Politische Ideologien im schweizerischen Geschichtsbild der Zwischenkriegszeit*, in: *HZ* 219 (1974) 290–358.

zur Demokratie, was man mit einer Anknüpfung an die nach den freiheitlichen Aufbrüchen von 1848 und 1918/19 wieder verschütteten Traditionen der Selbstverwaltung und sogar der Gemeindefreiheit umschreiben kann. Adolf Gasser (1903–1985), Schüler Karl Meyers, als Privatdozent in Basel keiner der großen Lehrstuhlinhaber, aber als Kolumnist der „National-Zeitung“ und Verfasser eines Buches „Gemeindefreiheit als Rettung Europas“ (Aarau 1943) von nicht zu unterschätzender publizistischer Wirkung, vertrat solche Thesen². Differenzierter und ohne Gassers doktrinen Anflug wirkten aber auch die Basler Historiker Werner Kaegi (1901–1979) und Edgar Bonjour (geb. 1898) – beide Schüler deutscher Universitäten – in dieser Richtung. Kaegi schrieb damals an seiner großangelegten Biographie Jacob Burckhardts, deren eine erkennbare Tendenz darin bestand, sichtbar zu machen, daß der Basler erst in der Emanzipation von seinen deutschen Lehrern und Studienfreunden wirklich zu sich selber und zum Geiste seiner Vaterstadt zurückfand – ein Gedanke, den er erstmals in seinem 1943 erschienenen Essay, betitelt „Geschichtswissenschaft und Staat in der Zeit Rankes“ (Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte, Bd.1, 1943, S.168–205), umriß. Edgar Bonjour wiederum legte in seiner 1946 erstmals erschienenen (später fundamental erweiterten) „Geschichte der schweizerischen Neutralität“ dar, daß die Bedrohung dieser Neutralität in den letzten Jahrzehnten vor allem von Deutschland ausgegangen war. Schon der Titel war für jeden, der sich in schweizerischer Historiographie auskannte, ein Programm: 1895 war Paul Schweizers gleichbetitelttes Werk erschienen, als Reaktion auf die Herausforderung und – wie es damals schien – Gefährdung dieser Neutralität durch Bismarck im Zeichen des Wohlgemuth-Handels. Bonjour hat diese Thematik in seiner Basler Rektoratsrede von 1946 „Europäisches Gleichgewicht und schweizerische Neutralität“ konzentriert und variiert. Anders als Frankreich oder England sah Deutschland „das Gleichgewicht in einer europäischen Rechtsorganisation, deren starke, bestimmende Mitte es selber ausfülle, und von wo aus es die Führungsaufgabe für den ganzen Erdkreis übernehme“ – darin aber wirke „ein unvertilgbares Gedenken an das Heldenalter des mittelalterlichen Kaisertums nach“³. Sehr anders die Stellungnahme seines – ihm menschlich übrigens eng verbundenen – Zürcher Kollegen, meines Lehrers Leonhard von Muralt (1900–1970). Er las im Winter 1945 wohl nicht ganz zufällig über Bismarck, und dieses Kolleg war eine einzige, höchst emotionale Auseinandersetzung mit der kurz zuvor in der Schweiz herausgekommenen dreibändigen Bismarck-Biographie des deutschen Demokraten und Emigranten Erich Eyck, die auch von Bonjour wohlwollend bespro-

² *Adolf Gasser, Gemeindefreiheit als Rettung Europas* (Basel ²1947) 131. Hier betont der Autor, die Unselbständigkeit der preußischen und deutschen Landgemeinden sei nichts anderes als „eine abgewandelte Form der mittelalterlichen Bauernunfreiheit“. In seiner „Geschichte der Volksfreiheit und Demokratie“ (Aarau ²1949) 250 erhebt er – lange vor Wehler – die Forderung nach einem „Primat der Innenpolitik“ und verlangt „strikt dezentralisierte, von dem menschlichen Gewissen getragene echt volkserzieherische Staatsordnungen“. Später wurde Gasser bekanntlich zu einem der entschiedensten Mitstreiter Fritz Fischers im Disput um den Ursprung des Ersten Weltkrieges.

³ Wiederabgedruckt in: *Edgar Bonjour, Die Schweiz und Europa* (Basel 1958) 30.

chen worden war⁴. Leonhard von Muralt dagegen lehnte sie scharf ab; überhaupt ließ er nicht zu, den Kanzler in irgendeinem, auch indirekten Zusammenhang mit dem Dritten Reich zu sehen. Er betonte, „daß es keinen schärferen Maßstab gegen das nationalsozialistische Deutschland geben konnte als gerade Bismarck“. Für ihn wuchs vielmehr diese Figur zur Verkörperung einer protestantisch verstandenen „Europäischen Mitte“ empor, einer richtigen Staatskunst des Maßes, des wahren Ausgleichs und der in christlicher Ethik wurzelnden „Verantwortlichkeit“⁵. Das war kaum bestreitbar. Allerdings: Probleme und Diffizilitäten einer allfälligen Kontinuität vom bismarckischen (oder gar lutherischen) zum hitlerischen Obrigkeitsstaat wies er, der kein Historiker der Gesellschaft, der Mentalitäten oder der Strukturen war, sondern vor allem personalistisch dachte, entschieden von sich. Sein historiographisches Vorbild war Bismarcks Zeitgenosse Ranke, den er weit höher schätzte als Burckhardt, gerade weil er ihm das Positive einer richtigen Konstellation der „Großen Mächte“ – auch sie unter protestantischen Vorzeichen – entnahm. Seine Ranke-Anthologie „Völker und Staaten“ (1945) legt davon ebenso Zeugnis ab wie die vielen Ranke und Bismarck gewidmeten Seminarübungen, die er während Jahren regelmäßig abhielt – nicht immer zur ungeteilten Freude aller Geschichtsstudenten. Leonhard von Muralts Auffassungen fanden – was mit der restaurativen Ära der jungen Bundesrepublik zusammenhängt – in Deutschland dankbaren Widerhall. Dankbar deshalb, weil sie eine zwar ausländische, aber eben doch von genuinem Verständnis für eine traditionale Sicht der deutschen Vergangenheit zeugende Stimme war. Davon zeugen Kontakte zu Vertretern der älteren wie der jüngeren Bismarckforschung (Wilhelm Schüssler, Gerhard Ritter, Otto Becker, Walter Bussmann).

Einer seiner Schüler, der damals (und in gewissem Sinne auch heute noch bzw. wieder) prominenteste von ihnen, Walther Hofer (geb. 1920), hat sich des Themas eines aktiv verstandenen Wiederaufbaus der deutschen Geschichtswissenschaft angenommen. Er orientierte sich nun allerdings nicht an Ranke, sondern am greisen Friedrich Meinecke. Seine zu einem gewichtigen Buch herangewachsene Dissertation „Geschichtsschreibung und Weltanschauung. Betrachtungen zum Werk F. Meineckes“ (1950) trug ihm nicht nur das Zutrauen des Altmeisters, sondern auch eine Dozentur an der kurz zuvor gegründeten Freien Universität Berlin ein. Mit einer scharfen Kritik an Srbiks Alterswerk über deutsche Geschichtsschreibung⁶ und seinem zweiten Buch über die „Entfesselung des Zweiten Weltkrieges“ (1954) leitete Hofer seine zeitgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem NS-Regime ein, die für ihn fortan ein Leitthema seines geschichtswissenschaftlichen Engagements bildete und ihm großen, breiten Widerhall verschaffte.

⁴ Zeitschrift für schweizerische Geschichte 24 (1944) 608–10.

⁵ Vgl. seine Aufsatzsammlung: Bismarcks Verantwortlichkeit (Göttingen 1955). Hier (auf 218–234) der sich mit Eyck und anderen Autoren kritisch auseinandersetzende Beitrag „Bismarck-Forschung und Bismarck-Problem“. Die zitierte Stelle 220. Eine 2. Auflage des Buches erschien in erweiterter Fassung 1970.

⁶ Walther Hofer, H. von Srbiks letztes Werk, in: HZ 175 (1953) 55–66.

Jean Rodolphe von Salis (geb. 1901) wiederum, irenischer veranlagt als Hofer, einer der wenigen an der Sorbonne promovierten deutschschweizerischen Historiker und international bekannt durch seine weltpolitischen Überblicke im Radio, hat im kriegsversehrten Wien 1947 in Vorlesungen seine Sicht der Geschichte entwickelt, die dann in die dreibändige „Weltgeschichte der neuesten Zeit“ (Zürich 1951–1960) eingegangen ist⁷.

Wir haben damit einige der wichtigsten Positionen abgegrenzt und müssen doch abschließend noch eine Persönlichkeit erwähnen, die eine Kontinuität der Beschäftigung mit deutscher Geschichte über Jahrzehnte markiert: Werner Näf (1894–1959). Dieser in Bern als Ordinarius wirkende St. Galler Historiker war Doktorand von Erich Marcks gewesen und früh mit den Problemen deutscher Geschichte und deutschschweizerischer Wechselwirkungen vertraut geworden, wobei ihm die Perspektiven von 1848 ebenso nahe standen wie die der Bismarckzeit. Schon 1938 hatte er seinem langjährigen Bekannten und Briefpartner Heinrich Ritter von Srbik, der über den Anschluß jubelte, seine Bedenken kundgetan, bei allem Verständnis. „Ich habe auch menschlich genug unter dem Eindruck des Kriegsabschlusses von 1919 gestanden, um die materielle und geistige Not Ihres Vaterlandes mitfühlen zu können“, schrieb er damals dem Wiener Historiker, um fortzufahren: „Aber wird das Resultat des großdeutschen nationalen Staates nicht mit teuersten menschlichen und menschheitlichen Werten erkaufte?“⁸ Zweieinhalb Jahre später, im Herbst 1940, führte er in einer Studie „Die Eidgenossenschaft und das Reich“ (SA aus der „Neuen Schweizer Rundschau“, Oktober 1940, S. 15) programmatisch aus: „Die Tatsache des Lebens im Kleinstaat – im kleinstaatlichen Raume und in kleinstaatlicher Mentalität – führt zurück zum Ur-Unterschied deutscher und schweizerischer Staatsgestaltung, der im ausgehenden Mittelalter angelegt wurde und bis heute nicht verwischt worden ist, – so wenig er zu allen Zeiten ein absoluter oder ein gegensätzlicher Unterschied war. Der genossenschaftlich gefügte Staat verhält sich zum Menschen anders als der herrschaftlich errichtete. Er wird innerhalb des ewigen Problems: Mensch und Gemeinschaft, andere Lösungen finden.“ Das ist wohl eines der markantesten Bekenntnisse jener Zeit und auch eines der gültigsten, weil es von geschichtlich gewordenen Unterschieden ausgeht und sich freihält von apodiktischer Überheblichkeit. Seine 1945/46 erschienenen und seither vielbenutzten zweibändigen „Epochen der neueren Geschichte“ sind rankeanischer dem Titel als der Gedankenführung nach, die weniger der Außenpolitik als dem typologisch erfaßten inneren Aufbau der Staaten und Staatengemeinschaften gilt. Noch während des Krieges, als die deutschen Zeitschriften ausfielen, hatte Näf die damals jährlich erscheinenden „Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte“ ins Le-

⁷ Jean Rodolphe von Salis, Im Lauf der Jahre (Zürich 1962) 229–262: Wiener Sommer 1947.

⁸ Zitiert bei Peter Stadler, Das schweizerische Geschichtsbild und Österreich, in: Friedrich Kojal/Gerald Stourzh, Schweiz-Österreich. Ähnlichkeiten und Kontraste (Graz 1986) 45. Eine Edition der Briefe Srbiks bereitet die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München vor. Einen sehr gerechten und abgewogenen Nachruf auf Srbik publizierte Werner Näf in: HZ 173 (1952) 95–101.

ben gerufen und damit die Fortdauer deutschsprachiger Geschichtsforschung über die schwierigen Jahre hindurch sicherzustellen geholfen. Als diese Beiträge nach seinem 1959 erfolgten Tode eingingen, hatten sie gewissermaßen ihre Mission erfüllt.

Man sieht: aus der Abhängigkeit der schweizerischen Geschichtsforschung von Deutschland, wie sie das 19. Jahrhundert im wesentlichen bestimmte, war um 1950 eine echte Zwiesprache geworden, eine Dialektik aus Anregung und Widerspruch, freilich auch – das darf am Ende noch hinzugefügt werden – eine ganz westlich bzw. mitteleuropäisch geprägte Diskussion. Für marxistische Anregungen irgendwelcher Art war die Stunde noch nicht gekommen, wie auch die Sozialgeschichte zu warten hatte, bis die ihre kam. Die zweite große Herausforderung, die der späten 1960er Jahre, fand dann eine neue Generation mit neuen Horizonten.